

William Uricchio, Susanne Kinnebrock (Eds.): Media Cultures

Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2006 (Publications of the Bavarian American Academy, Vol. 5), 298 S., ISBN 3-8253-1645-9, € 40,-

Der vorliegende Band geht auf eine Tagung der Bayerischen Amerika-Akademie zurück, die 2003 unter dem titelgebenden Thema „Media Cultures“ veranstaltet wurde. Diesem Zeitpunkt ist es zuzuschreiben, dass sich bei aller gewollten Heterogenität der Fragestellungen und Ansätze ein dominanter Fokus ergibt: Die mediale Verarbeitung von 9/11 und Irak-Krieg. Mehr als deutlich wird dabei das Unbehagen gerade der US-amerikanischen Wissenschaftler/innen mit der Politik aber auch den Medien ‚ihres‘ Landes.

Neben einigen relativ allgemein gehaltenen und wenig überraschenden Untersuchungen zur Rezeption globaler und lokaler Medienprodukte (Uwe Hasebrink), zur Personalisierung und ‚Amerikanisierung‘ journalistischer Formen (Oliver Bange) oder der Politikdarstellung in Spielfilmen und Fernsehserien (Andreas Dörner) stellt sich als durchgehendes Motiv die Frage, inwiefern ‚neue Medien‘ die mit 9/11 und Irak-Krieg deutlich gewordenen Defizite der journalistischen Berichterstattung in den USA kompensieren könnten – mit allerdings ganz unterschiedlichen Antworten.

Die wohl umfassendste und auch anregendste Situationsbeschreibung nimmt dabei Patricia Mellencamp vor, die in einem luziden Vergleich der Berichterstattung während der Irak-Kriege 1991 und 2003 zeigt, wie eine Inszenierung von Angst und Katastrophe, die bereits die Zeit des Kalten Kriegs (seit der Ermordung Kennedys) prägte, neuerdings wieder Bedeutung erhält. Die Beiträge von Joshua Meyrowitz und William Uricchio beginnen mit einer ähnlich deutlichen Diagnose (v.a. Meyrowitz führt minutiös die historischen Auslassungen der Medienberichterstattung an), um dann nach dem potenziellen Unterschied zu fragen, den die sukzessive Etablierung verschiedener Formen der Internet-Kommunikation machen könnte. Meyrowitz bleibt dabei (weiterhin ganz der interaktionistischen Rollen- und Öffentlichkeitskonzeption seiner „medium theory“ verpflichtet) recht pauschal und diagnostiziert eine umfassende Homogenisierung und nur innerhalb derer eine Ausdifferenzierung und Fragmentarisierung; entsprechend ist er pessimistisch bezüglich der Motiviertheit der Individuen, sich jenseits des Mainstreams zu informieren. Uricchio nimmt demgegenüber eine erheblich pointiertere Position ein. Zum einen insofern er sehr genau unterschiedliche Online-Projekte (etwa *Linux* oder *KaZaA*) und die ihnen spezifischen Kooperationsformen beschreibt und dabei aufzeigt, dass diese ein neues Verständnis von Basiskonzepten wie Software, Ware und Eigentum erfordern; zum anderen insofern er, auf dieser Basis, dafür plädiert die mit der Geburt gegebene „political citizenship“ von einer „cultural citizenship“ zu unterscheiden, die – sei es in migrantischen Zusammenhängen, sei es in der Online-Kommunikation – „can only be acquired by assertion or action within a particular cultural sphere“. (S.72) So akzentuiert er, dass nicht das Internet

alleine, sondern erst seine Kopplung mit anderen kulturellen Transformationen ein Potenzial für weniger hegemoniale Kommunikationsformen aufweist. Auf ähnliche Begriffsverschiebungen setzt Mark Poster, der in kritischer Auseinandersetzung mit *Empire* (Cambridge 2001) von Hardt/Negri darauf insistiert, dass mit der Online-Kommunikation sicher keine ‚immaterielle‘ Sphäre geschaffen sei, aber eine, in der die Subjekt-Objekt Dichotomie keinen analytischen Wert mehr besitzt. Eine originelle Variante der Fragestellung präsentiert Karin Ikas, die nicht im Internet, sondern in literarischen Darstellungsformen Alternativen zum Mainstream der Kriegsdarstellungen verortet.

Stärker politikwissenschaftliche Beiträge stellen Fragen der Regulierung und der Medienökonomie in den Mittelpunkt. So zeigt etwa Patricia Aufderheide, dass die ‚Selbstzensur‘ der Medien im Fall des Irak-Kriegs gar keiner expliziten politischen Richtlinien bedarf, weil sie schon über eine reduktionistische Orientierung an Quoten und über eine Sorge vor persönlichen finanziellen Einbußen sicher gestellt ist. Dagmar Eberle stellt in einem (unter Bezug auf Harold Innis) weit ausholenden historischen Panorama dar, wie die Dynamik neuer Medien immer wieder eingedämmt wird und prognostiziert dies auch als wahrscheinliche Konsequenz für die Online-Kommunikation, weil sich schon längst deren Überformung durch die dominanten ökonomischen und politischen Akteure abzeichne.

Etwas abseits dieser Schwerpunktbildung versammelt der Band u.a. auch Beiträge zur spezifisch kanadischen Tradition der Heldeninszenierung (Donna Coates) oder der medialen Normalisierungskapazität von Krisen und Katastrophen durch ‚mittlere Geschichten‘, die neue Ereignisse routinisiert in ein System etablierter Kollektivsymbole mit ihren immanenten Bewertungen einordnen (Jürgen Link).

Der Band gibt somit weder einen systematischen Einblick in Paradigmen der Medienkulturen noch einen wirklich umfassenden Überblick über aktuelle Entwicklungen; als Symptom drängender Probleme und als Sammlung möglicher Perspektivierungen hat er jedoch seinen Reiz.

Markus Stauff (Köln)